

Daniel Morat

Intellektuelle in Deutschland

Neue Literatur zur *intellectual history* des 20. Jahrhunderts

Wolfgang Bialas/Manfred Gangl (Hrsg.), *Intellektuelle im Nationalsozialismus*, Peter Lang Verlag, Frankfurt/Main etc. 2000, 364 S., brosch., 78 DM.

Reinhard Blomert, *Intellektuelle im Aufbruch*. Karl Mannheim, Alfred Weber, Norbert Elias und die Heidelberger Sozialwissenschaften der Zwischenkriegszeit, Carl Hanser Verlag, München etc. 1999, 466 S., geb., 49,80 DM.

Richard Faber/Christine Holste (Hrsg.), *Kreise, Gruppen, Bünde. Zur Soziologie moderner Intellektuellenassoziation*, Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg 2000, brosch., 462 S., 98 DM.

Gangolf Hübinger/Thomas Hertfelder (Hrsg.), *Kritik und Mandat. Intellektuelle in der deutschen Politik*, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 2000, 365 S., brosch., 39,80 DM.

Jutta Schlich (Hrsg.), *Intellektuelle im 20. Jahrhundert in Deutschland. Ein Forschungsreferat*, Max Niemeyer Verlag, Tübingen 2000, X + 397 S., brosch., 166 DM.

Eine neuere Einführung in die »Geschichtswissenschaften«, die im Sinne einer Orientierungshilfe besonders an Studienanfängerinnen und -anfänger gerichtet ist, kennt Ideengeschichte oder *intellectual history* weder als klassisches »Feld« der Geschichtswissenschaften noch als deren »Erweiterung«. Intellektuelle als ein besonderer Gegenstand der Historiografie finden dort keine ausdrückliche Erwähnung.¹ Während etwa im anglo-amerikanischen Sprachraum im Rahmen der Debatte um die *new cultural history* und den *linguistic turn* Anfang der 1980er Jahre auch ausführlich über die Erneuerung der *intellectual history* diskutiert wurde,² scheint die Ideengeschichte in Deutschland seit ihrer Verdrängung durch die Historische Sozialwissenschaft der 1960er und 1970er Jahre tatsächlich noch immer eine Art Schattendasein zu fristen oder jedenfalls als methodisch veraltet zu gelten.³ Allerdings lässt sich feststellen, dass spätestens seit den 1990er Jahren die Intellektuellen als zentrale Ideenproduzenten und -multiplikatoren immer häufiger zum Gegenstand deutschsprachiger Untersuchungen wurden und die Ideen auf dem Um-

1 Vgl. Christoph Cornelißen (Hrsg.), *Geschichtswissenschaften. Eine Einführung*, Frankfurt/Main 2000.

2 Vgl. etwa Dominick LaCapra/Steven L. Kaplan (Hrsg.), *Modern European Intellectual History. Reappraisals and New Perspectives*, Ithaca 1982; Dominick LaCapra, *Rethinking Intellectual History. Texts, Contexts, Language*, Ithaca 1983; John E. Toews, *Intellectual History after the Linguistic Turn. The Autonomy of Meaning and the Irreducibility of Experience*, in: AHR 92, 1987, S. 879–907.

3 Vgl. zu dieser Einschätzung auch Hellmuth Eckhart/Christoph von Ehrenstein, *Intellectual History Made in Britain. Die Cambridge School und ihre Kritiker*, in: GG 27, 2001, S. 149–172, hier: S. 151 f.

weg über ihre Träger auf diese Weise wieder in das Blickfeld der deutschen Historikerinnen und Historiker gerieten. Dabei veränderte sich allerdings der Fokus. Denn während die *intellectual history* anglo-amerikanischer und französischer Provenienz vornehmlich in der Lektüre von (»großen«) Texten und der Rekonstruktion von linguistischen und diskursiven Kontexten besteht, sich also in erster Linie, ähnlich wie die deutsche Begriffsgeschichte, mit Problemen der historischen Sprache beschäftigt,⁴ erlaubt eine Konzeptionalisierung von *intellectual history* als Geschichte von Intellektuellen einen etwas anders akzentuierten Zugang zu historischen Ideenwelten. In jedem Fall wird sie damit der schon von Dominick LaCapra formulierten, in der anglo-amerikanischen Forschung aber nicht immer berücksichtigten Einsicht gerecht, »[that] intellectual history should be a history of intellectuals«.⁵

Vor diesem Hintergrund lassen sich nun einige neuere Veröffentlichungen über deutsche Intellektuelle im 20. Jahrhundert dahingehend befragen, ob in ihnen die Konturen einer solchen *intellectual history* als Intellektuellengeschichte sichtbar werden. Der Fokus auf das 20. Jahrhundert ergibt sich dabei aus der Tatsache, dass der Begriff des Intellektuellen in seiner noch heute gebräuchlichen Form erst an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert geprägt wurde. Seit seiner Erfindung in Frankreich während der Dreyfus-Affäre war er zudem stets selbst ein Gegenstand der öffentlichen Auseinandersetzung. Das 20. Jahrhundert kann somit in mehrfacher Hinsicht als Jahrhundert der Intellektuellen gelten, weshalb es nahe lag, im Zusammenhang mit den milleniumsbedingten Rückblicken der letzten Jahre auch einen resümierenden Blick auf die Geschichte der Intellektuellen zu werfen.⁶

Einen solch resümierenden Ansatz verfolgt der als Forschungsreferat angelegte und von Jutta Schlich herausgegebene Sammelband »Intellektuelle im 20. Jahrhundert in Deutschland«, der als elftes Sonderheft im »Internationalen Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur« erschienen ist. Er ist das Ergebnis einer Heidelberger Arbeitsgruppe jüngerer Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler, die sich im Anschluss an ein DFG-Rundgespräch zum Thema »Schriftsteller als Intellektuelle« im Oktober 1996 konstituiert hat. Jutta Schlich beginnt den Forschungsbericht mit einer ausführlichen Begriffsgeschichte der »Intellektuellen«, der dem Umfang nach mehr als ein Viertel des Bandes ausmacht. In ihren methodischen Vorüberlegungen fasst sie Begriffe zunächst als »Denkmäler von Problemen« (S. 1), bei deren Untersuchung es nicht um eindeutige Definitionen gehe, sondern um das Auffinden von Problemzusammenhängen. Daraus folgt zweierlei: Zum einen soll ihre Begriffsgeschichte nicht in einer einheitlichen Definition und damit einer neuen »Wortgebrauchsempfehlung« (S. 12) münden, sondern lediglich »einen Ariadnefaden durch ein Labyrinth von Aspekten eines Themas« (S. 5) legen. Zum anderen löst sich die Begriffsgeschichte für Schlich in eine Pluralität von »Begriffsstories« (S. 8) auf und wird somit zur »Diskursgeschichte«

4 Günther Lottes, »The State of the Art«. Stand und Perspektiven der »intellectual history«, in: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.), Neue Wege der Ideengeschichte. Festschrift für Kurt Kluxen zum 85. Geburtstag, Paderborn etc. 1996, S. 27–45. Lottes referiert hier die deutsche Begriffsgeschichte nach Koselleck, die französische Diskursgeschichte nach Foucault und die englische Kontextgeschichte nach Skinner und Pocock als zentrale Strömungen der *intellectual history*, wird damit ihrer ganzen Breite aber nicht gerecht.

5 LaCapra, S. 49.

6 Natürlich ist die Entstehung des Begriffs nicht identisch mit der Entstehung der Sache, weshalb man auch schon vor dem 20. Jahrhundert von Intellektuellen sprechen kann. Vgl. Christophe Charle, Vordenker der Moderne. Die Intellektuellen im 19. Jahrhundert, Frankfurt/Main 1998 (der hier allerdings i. e. L. die Geschichte der intellektuellen Berufe schreibt). Charle geht aber ebenfalls davon aus, dass mit der Entstehung des Begriffs auch die Sache eine neue Qualität erhält. Vgl. ders., Naissance des »Intellectuels« 1880–1900, Paris 1990.

(S. 100). Schließlich macht sie deutlich, dass »das Erzählen von Begriffsgeschichten bereits integraler Bestandteil des Intellektuellen-Diskurses selbst ist« (S. VIII), dass mit anderen Worten der »Begriffsdefinitionsdiskurs« (S. 101) über Intellektuelle zumeist von Intellektuellen geführt wurde und wird. »Die Bestimmung des Intellektuellen ist eine Selbstbestimmung«,⁷ wie Alex Demirović das an anderer Stelle knapp zusammengefasst hat, weshalb es für Schlich in diesem Diskurs stets um die »politische und soziale Identität« (S. 8) der Intellektuellen selbst geht, woraus wiederum deren »Perspektivität auf Grund persönlicher Betroffenheit« (S. 9) resultiere.

Nach diesem methodischen Vorlauf beginnt Schlich ihre »Chronik und Hermeneutik von Begriffsgeschichten im Intellektuellen-Diskurs« (S. 14) im Jahre 1945, wobei ihre Gründe, erst nach dem Zweiten Weltkrieg einzusetzen, nicht sehr schlüssig sind, da sie selbst auf die um die Jahrhundertwende einsetzende Intellektuellen-Debatte in der Soziologie verweist, diese aber nicht rekapituliert. Ihre Stationen reichen dann von den in der Nachkriegszeit einflussreichen Schriften Theodor Geigers und Joseph A. Schumpeters über die Intellektuellenkritik von Helmut Schelsky in den 1970er Jahren bis zur Debatte über die Rolle der Intellektuellen in und nach der »stillen Revolution« 1989/90, die schließlich sogar bis auf die Ebene der (Wochen-)Zeitungsbeiträge verfolgt wird. Schlich gibt zu, dass das von ihr untersuchte Textkorpus »prinzipiell erweiterbar oder auch umstrukturierbar« (S. 108) ist. Doch das Problem dieses Begriffsreferats liegt weniger in der Selektivität der herangezogenen Quellen als vielmehr in der von Schlich ebenfalls eingestandenen »Entdifferenzierung der Systeme ›Literatur‹ und ›Wissenschaft‹« (S. 109), die sie willentlich praktiziert. In einer durchaus reizvollen Volte der Selbstreferenzialität referiert sie sich (anstelle einer Zusammenfassung) mit ihrem eigenen Beitrag zur Intellektuellendebatte am Ende selbst und steigert ihre Begriffsgeschichte so zu einer »sich beim Beobachten fasziniert beobachtende[n] und die verschiedenen Aspekte der Begriffsgeschichte zum Denkmal einer bestimmten Sprachpraxis verdichtenden Textanalyse« (S. 108). Doch diese Faszination der Selbstbeobachtung überträgt sich nur bedingt auf den Leser. Denn während Schlich einerseits für sich in Anspruch nimmt, die zentralen »Aspekte des Begriffs ›Intellektuelle‹ [...] nicht voreilig hintereinander aufgereiht, sondern im geduldigen Nacherzählen umkreisend entwickelt« (S. 102) zu haben, kommt sie andererseits zu dem Schluss, »dass der Intellektuellen-Diskurs, sofern er sich repräsentativ in den Begriffsgeschichten manifestiert, für diejenigen, denen seine Rituale nicht vertraut sind, eine intellektuelle und emotionale Zumutung ist« (S. 103). Den Ritualen von Schlichs eigener Theoriepraxis zu folgen, ist auch für weniger Eingeweihte vielleicht nicht unbedingt als »emotionale Zumutung« zu qualifizieren. Doch der Ertrag ihres »geduldigen Nacherzählens« erscheint angesichts des betriebenen Theorieaufwands als unzumutbar gering.

Die übrigen Beiträge des Bandes sind theoretisch wesentlich inhaltsamer und präsentieren sich als solide Forschungs- und Literaturberichte zu einzelnen Abschnitten der Intellektuellengeschichte. Dabei ist darauf hinzuweisen, dass die literaturwissenschaftliche Perspektive der Verfasserinnen und Verfasser immer deutlich bleibt, woraus sich gelegentlich eine gewisse Verengung des Blicks auf Schriftsteller und Literaten als Intellektuelle ergibt. Christoph Garstka kann sich für seinen Überblick über »Intellektuelle im Kaiserreich« allerdings auf eine breite historiografische Literatur stützen, sodass neben den Darstellungen der Expressionismusdebatte und der literarischen und künstlerischen Avantgarde der Jahrhundertwende auch die Literatur zur Gelehrtenpolitik, zum Verhältnis der Intellektuellen zur Sozialdemokratie und zum Verhalten der »Geistigen«

7 Alex Demirović, Führung und Rekrutierung. Die Geburt des Intellektuellen und die Organisation der Kultur, in: Walter Prigge (Hrsg.), Städtische Intellektuelle. Urbane Milieus im 20. Jahrhundert, Frankfurt/Main 1992, S. 47–77, hier: S. 56.

im Ersten Weltkrieg ausführlich gewürdigt wird. Antje Büssgen trifft für die »Intellektuellen in der Weimarer Republik« ebenfalls auf eine ausdifferenzierte Forschungslage. Sie beginnt ihr Referat mit dem 1927 veröffentlichten Manifest »La trahison des clercs« von Julien Benda und führt damit ein zentrales Paradigma der Intellektuellen-Diskussion ein: das des Verrats. Tatsächlich befasste sich auch die historische Forschung, so Büssgen, von Anfang an vor allem mit der Frage nach der Verantwortung der Intellektuellen für das Scheitern der Weimarer Republik, die, so Golo Mann schon 1958, auch auf Grund der »mangelhaften Loyalität ihrer Intellektuellen« (S. 172) gescheitert sei. Gleichzeitig war die Rolle der Intellektuellen bereits in der Weimarer Zeit selbst umstritten, was Büssgen nicht nur am Beispiel des berühmten Streits zwischen Ernst Robert Curtius und Karl Mannheim über die »freischwebende Intelligenz« zeigt, sondern auch am grassierenden Antiintellektualismus politisch radikaler Intellektueller, der von Jürgen Habermas auf den Begriff des »Dilemmas der Selbstverleugnung« (S. 201) gebracht wurde. Schließlich geht Büssgen auf das Fortbestehen des Deutungsmusters »Kultur« bei Weimarer Intellektuellen ein, das ihnen, so Frank Trommler in einem zentralen Aufsatz, die politische Krise am Ende der Republik nur als »Kulturkrise« zu deuten erlaubt und ihnen damit einen realistischeren Blick auf die politischen Verhältnisse verwehrt habe.

Mit dem hieran anschließenden ambivalenten Verhältnis der Intellektuellen zur nationalsozialistischen Machtergreifung beginnt das Referat von Ingo Držečnik über »Intellektuelle im »Dritten Reich««, das im weiteren Verlauf die verschiedenen intellektuellen Positionen von Affirmation über innere Emigration, Kritik und Opposition bis hin zum Widerstand thematisiert. Besonders auffallend an diesem Referat ist der Fokus auf das »System Literatur«, da hier zum Beispiel die neuere Forschung zur Wissenschaft im Nationalsozialismus und die Rolle der intellektuellen »Vordenker der Vernichtung« (Aly/Heim) gar nicht berücksichtigt werden. Auch Birgit Papes Beitrag über »Intellektuelle in der Bundesrepublik 1945–1967«, der sich an den kurzen Text von Oliver Fink über »Intellektuelle im Exil« anschließt, weist in Bezug auf die neuere historiografische Forschung ein paar charakteristische Lücken auf. Während sich Pape für die Zeit bis 1955 auf die zeitgenössischen Debattenbeiträge und die Rolle der Literaten und Schriftsteller konzentriert, stehen für die zweite Phase ab Mitte der 1950er Jahre vor allem die entstehenden Protestbewegungen als Vorgeschichte von »68« im Mittelpunkt. Pape scheint sich mit dieser Schwerpunktsetzung dem Urteil Kurt Sontheimers anzuschließen, der für die frühe Bundesrepublik von einem »weitgehende[n] Verschwinden der Rechtsintelligenz« (S. 308) spricht, übersieht dabei aber neuere Arbeiten, die den Blick auf die konservativen Erneuerungsbewegungen der Nachkriegszeit richten.⁸ Roman Luckscheiter behandelt schließlich in den drei letzten Kapiteln die Forschung zu den Intellektuellen in der »Bundesrepublik 1968–1989«, in der »SBZ/DDR 1945–1989« und »nach 1989«. Während das Kapitel über die BRD nach 1968 vor allem die Arbeiten über die Linksintellektuellen der Studentenbewegung und die »neuen Gegenintellektuellen« (S. 335) der 1980er Jahre behandelt, konzentriert sich die Forschung über die DDR, so Luckscheiter, in erster Linie auf die Kulturpolitik des diktatorischen Staates und auf das reaktive Handeln der Intellektuellen. Die Diskussion über die Intellektuellen nach 1989 schließlich, bei der zeitgenössische Debattenbeiträge und wissenschaftliche Forschung teilweise zusammenfallen, thematisiert vor allem das »Versagen« bzw. das »Schweigen« der Intellektuellen nach der Wende und die daraus folgende »Intellektuellendämmerung« (S. 383) in der Postmoderne.

8 Vgl. insb. Dirk van Laak, Gespräche in der Sicherheit des Schweigens. Carl Schmitt in der politischen Geistesgeschichte der frühen Bundesrepublik, Berlin 1993; ders., »Nach dem Sturm schlägt man auf die Barometer ein...« Rechtsintellektuelle Reaktionen auf das Ende des »Dritten Reiches«, in: Werkstatt Geschichte 17, 1997, S. 25–44.

Der auf diese Weise in der Gegenwart angekommene Forschungs- und Literaturbericht bietet insgesamt einen anschaulichen Überblick über die Forschung zur Geschichte der Intellektuellen in Deutschland und ist in erster Linie als bibliografisches Handbuch gut zu gebrauchen. Er entwickelt allerdings keinen eigenen Strukturbegriff des Intellektuellen im 20. Jahrhundert, der mehr als einen summarischen Einblick in die Intellektuellen-Debatte erlauben würde. Die gelegentlichen Doppelungen zwischen der Begriffsgeschichte und den übrigen Teilreferaten tragen zusätzlich zum Eindruck des in erster Linie additiven Charakters dieses Forschungsberichts bei.

Ein Strukturbegriff des Intellektuellen hätte sich womöglich leichter gewinnen lassen, wenn die soziologische Debatte der ersten Jahrhunderthälfte gründlicher behandelt worden wäre. Denn schon in der Intellektuellensoziologie Max Webers oder Karl Mannheims wird deutlich, dass Intellektuelle – als sozial ›freischwebende‹ und damit soziologisch flüchtige Spezies – weder als Sozialschicht noch als Berufsgruppe zu bestimmen sind, sondern als gesellschaftliche Funktionsträger. Intellektuelle definieren sich nicht durch ihren sozialen Status, sondern durch ihr soziales Handeln, nämlich das Üben von Kritik, wie M. Rainer Lepsius das später zusammengefasst hat.⁹ Das berufsmäßige Kritisieren wiederum versetzt die Intellektuellen in eine für sie konstitutive Distanz zum Staat und zur bürgerlichen Gesellschaft. Um als Intellektuelle gelten zu können, dürfen sie gerade nicht zu sehr in die Angelegenheiten verstrickt sein, die sie zu kritisieren haben, weshalb Joseph A. Schumpeter Intellektuelle notwendig durch das »Fehlen einer direkten Verantwortung für praktische Dinge« gekennzeichnet sah, was allerdings gleichzeitig ein »Fehlen jener Kenntnisse aus erster Hand, wie sie nur tatsächliche Erfahrung geben kann«¹⁰, mit sich bringe. Diese Form der Gegenüberstellung von *vita contemplativa* und *vita activa* erzeugt auch die Warnung vor dem *sacrificium intellectus*, das alle diejenigen zu erbringen hätten, die sich in die Niederungen des politischen Alltags begeben. So mahnte Heinrich Mann schon vor Julien Benda: »Der Faust- und Autoritätsmensch muss der Feind sein. Ein Intellektueller, der sich an die Herrenkaste heranmacht, begeht Verrat am Geist.«¹¹ Mit Max Weber kann man hier die für die Politik charakteristische, zu pragmatischen Konzessionen bereite Verantwortungsethik der für Intellektuelle typischen Gesinnungsethik gegenüberstellen, die an ihrem jeweiligen Ideal unbedingt festhält.

An dieser Opposition von »Kritik als Beruf« und »Politik als Beruf« setzt der von Gangolf Hübinger und Thomas Hertfelder herausgegebene Sammelband über »Kritik und Mandat. Intellektuelle in der deutschen Politik« ein, der auf das im September 1999 abgehaltene zweite Theodor-Heuss-Kolloquium zurückgeht. Er möchte den üblichen Antagonismus von Geist und Macht hinterfragen, denn, wie Thomas Hertfelder in der Einleitung schreibt: »Mit der Erzählung vom Intellektuellen als Kritiker der Macht [...] konkurriert die Erzählung vom Intellektuellen als Vordenker der Macht, die mit der Vokabel vom ›Verrat‹ so leicht nicht abzutun ist.« (S. 20) Gegenstand der Aufsätze sind demnach Intellektuelle »als Inhaber politischer Mandate, Ämter oder anderer, mit politischer Macht verbundener Positionen« oder allgemeiner »als Organisator[en] einer politischen Öffentlichkeit« (S. 14). Es geht mithin nicht um das Verhältnis der Intellektuellen zur Politik, sondern um »Intellektuelle in politischen Rollen« (S. 21), wobei die zentrale

9 Vgl. M. Rainer Lepsius, Kritik als Beruf. Zur Soziologie der Intellektuellen, in: ders., Interessen, Ideen und Institutionen, Opladen 1990, S. 270–285, hier: S. 277: »Intellektuelle sind, soziologisch gesehen, also nicht Leute mit irgendwelchen persönlichen Eigenschaften, sondern Leute, die etwas Bestimmtes tun. Was sie treiben ist Kritik.«

10 Zitiert nach Paul Noack, Deutschland, deine Intellektuellen. Die Kunst, sich ins Abseits zu stellen, Stuttgart etc. 1991, S. 16.

11 Heinrich Mann, Geist und Tat, in: Kurt Hiller (Hrsg.), Das Ziel. Aufrufe zu tätigem Geist, München etc. 1916, S. 1–8, hier: S. 8. Erstmals 1910 in der Zeitschrift Pan erschienen.

Frage lautet, inwiefern die Intellektuellen auch beim »Changieren zwischen den beiden Polen der Machtkritik und der Machtstabilisierung« (S. 35) noch Intellektuelle bleiben.

In einem Überblicksartikel beschreibt Gangolf Hübinger zunächst das Entstehen eines neuen Typus des Intellektuellen um 1900, der in erster Linie durch die »Massenkommunikationsgesellschaft des 20. Jahrhunderts« (S. 30) mit ihren »professionalisierten Medienberufen« und ihrem »politischen Massenmarkt« (S. 32) geformt werde. Die spezifische Funktionsweise der modernen politischen Öffentlichkeit werde so als »Systemvoraussetzung« für die intellektuelle Praxis erkennbar, durch die sich der moderne Intellektuelle von seiner sozialen Herkunft im Bildungsbürgertum emanzipierte und so eine neue »Autonomie in der bürgerlichen Gesellschaft« (S. 23) erlangte. Mit Pierre Bourdieu lässt sich von der Herausbildung eines autonomen intellektuellen Feldes sprechen, das sich insbesondere vom Machtfeld der Politik abgrenzt und gegenüber diesem eine eigene Funktionslogik ausbildet.¹² Auch gegenüber der bürgerlichen Kultur entwickelt der Intellektuelle eine notwendige Distanz, weshalb nicht zwangsläufig jeder Schriftsteller und Künstler auch als Intellektueller in dieser Kultur agiert.¹³

An die Begriffe Bourdieus angelehnt ist besonders der lesenswerte Beitrag von Thomas Hertfelder über Theodor Heuss, der hier als exemplarisch für den Sammelband herausgegriffen werden soll. Hertfelder argumentiert zunächst mit Bourdieu, dass die »Intervention des Intellektuellen im politischen Diskurs« nur durch das »symbolische Kapital seiner Autonomie« (S. 100) Autorität erhält. Folglich gilt: »Das symbolische Kapital seiner Autonomie nimmt in dem Maße ab, in dem der Intellektuelle selbst verwickelt ist in das Getriebe der Macht.« (ebd.) Ausgehend von dieser Überlegung untersucht Hertfelder die ambivalente Position von Theodor Heuss »zwischen interessen geleiteter Politik und intellektueller Autonomie« (S. 101). Bei seinen verschiedenen Tätigkeiten als Journalist und freier Schriftsteller, als Dozent, Verbandsfunktionär und Parteipolitiker sowie schließlich als höchster Amtsträger der jungen Bundesrepublik habe sich Heuss stets zwischen den Polen »freien« Denkens und parteipolitisch gebundenen Handelns bewegt. Etwa durch sein gleichzeitiges Engagement für die DDP und die »Deutsche Hochschule für Politik« in den 1920er Jahren habe Heuss die »pädagogische Implantierung intellektueller Entwürfe in die politische Praxis« (S. 103) angestrebt, wobei er »nicht aus einem autonomen intellektuellen Feld heraus, sondern vielmehr in der Rolle des Kommunikators zwischen Expertenwissen und praktischer Politik« (S. 105) agiert habe. Diese für Heuss charakteristische »biographische und typologische Ambivalenz« (S. 109) sei selbst in seiner Funktion als Bundespräsident bestehen geblieben, in der er seine intellektuelle Unabhängigkeit nicht gänzlich aufgegeben habe und zum »ranghöchsten Essayisten des Staates« (S. 110) aufgestiegen sei. Zwar möchte Hertfelder den von ihm ins Spiel gebrachten Begriff des »konstitutionellen Intellektuellen« (S. 110) nicht wirklich gelten lassen. Er macht aber deutlich, dass Heuss schon als Intellektueller Verantwortungsethiker war und sich auch als Politiker intellektuelle Autonomie bewahrte. Indem Hertfelder so die Kategorien Bourdieus auf einen konkreten historischen Fall anwendet, stellt er ihren heuristischen Nutzen unter Beweis und zeigt gleichzeitig ihre Grenzen auf.

Neben Theodor Heuss werden mit den Beiträgen von Martin Sabrow über Walther Rathenau und Maximilian Harden und von Ursula Krey über Friedrich Naumann und

12 Vgl. etwa *Pierre Bourdieu*, *Die Intellektuellen und die Macht*, Hamburg 1991; *ders.*, *Satz und Gegensatz. Über die Verantwortung der Intellektuellen*, Frankfurt/Main 1993.

13 Diese Unterscheidung verwischt Wolfgang J. Mommsen leider in seiner jüngsten Aufsatzsammlung zu diesem Thema, in der er mit entdifferenzierendem Sprachgebrauch Künstler, Schriftsteller und Intellektuelle weitgehend synonym verwendet. Vgl. *Wolfgang J. Mommsen*, *Bürgerliche Kultur und politische Ordnung. Künstler, Schriftsteller und Intellektuelle in der deutschen Geschichte 1830–1933*, Frankfurt/Main 2000.

seinen Kreis noch weitere bürgerlich-nationalliberale Intellektuelle mit einem latent anti-politischen Affekt behandelt, die sich in die konkrete Politik begeben haben und dabei, wie Rathenau und Naumann, zu Verantwortungsethikern wurden. Sabrow zeigt zudem, dass der Vorwurf des intellektuellen ›Verrats‹ angesichts der grundsätzlich divergierenden Vorstellungen von der Rolle des Intellektuellen, wie im Falle Rathenaus und Hardens, auch zu radikalen persönlichen Zerwürfnissen führen konnte.

Gangolf Hübinger untersucht in seinem Beitrag über Rudolf Hilferding und Gustav Radbruch zwei sozialdemokratische Intellektuelle. Er argumentiert dabei weniger mit Bourdieu und stärker mit Max Weber und dessen »Funktionsbestimmung der Intellektuellen als ›Weichensteller‹ sinnvermittelnder Lebensordnungen« (S. 33). Bereits in einem früheren Aufsatz hat Hübinger eine daran anschließende Definition des Intellektuellen entwickelt, die hier zitiert werden soll, da sie auch anderen Autorinnen und Autoren des vorliegenden Sammelbandes als Argumentationsgrundlage dient: »Intellektuelle stellen sich in den Dienst eines Ideals, weltdeutend und sinnvermittelnd. Sie leiten aus diesem Ideal Kulturwerte ab und kämpfen um deren Verbindlichkeit bei der rationalen Gestaltung der sozialen Ordnung und bei der Systematisierung persönlicher Lebensführung.«¹⁴ Für Hübinger ist damit schon in der Definition die »klassische Opposition von ›Kritik als Beruf‹ und ›Politik als Beruf‹ aufgehoben« (S. 182), und die Funktion des Intellektuellen besteht von vorne herein in der »politischen Vermittlung universeller Wertideen« (S. 189). Auch mit Hübinger könnte man also – ebenso wie mit Hertfelder – Bourdieu dahingehend abwandeln, dass das Kennzeichen des intellektuellen Politikers nicht in einer absoluten Autonomie (und damit Abstinenz) von der Politik besteht, sondern in einer relativen Autonomie in der Politik.

Um das Verhältnis von Intellektuellen zur Sozialdemokratie geht es auch in den Beiträgen von Hartmut Soell über die SPD und die Intellektuellen in der frühen Bundesrepublik und von Daniela Münkler über die sozialdemokratische Wählerinitiative zur Unterstützung Willy Brandts in den 1960er und frühen 1970er Jahren.¹⁵ Besonders der Beitrag von Münkler macht deutlich, dass es bei der Frage nach den Intellektuellen in der Politik nicht immer nur um eine Politisierung der Intellektuellen geht (im Sinne ihrer Anbindung an das Machtfeld), sondern manchmal auch um eine Intellektualisierung der Politik. Denn die Akteure der Wählerinitiative wurden keineswegs auf Grund eines *sacrificium intellectus* von der Politik ›aufgesogen‹, sondern bewahrten zumeist eine gewisse kritische Distanz zur SPD, spielten ihrerseits aber, wie Münkler zeigt, für die Partei eine entscheidende Rolle bei der Gewinnung neuer Wählerschichten und bei ihrer Neupositionierung in den gesellschaftspolitisch dynamischen Zeiten der 1960er Jahre. Die utopische Politikferne vieler anderer politisch engagierter Intellektueller wird in den Beiträgen von Elke Suhr über das Engagement bürgerlicher Intellektueller für das bolschewistische Russland in den 1920er Jahren und von Britta Scheideler über die »Literatenpolitik« von Kurt Eisner in der Revolution 1918/19 illustriert. Eine intellektuelle Politik des Unpolitischen gab es allerdings auch auf Seiten der Rechten, wie der Beitrag von Stefan Breuer über Arthur Moeller van den Bruck Rolle als politischer Publizist und Organisator des Neuen Nationalismus deutlich macht.

Während die bisher vorgestellten Beiträge die Rolle von Intellektuellen in der Politik unter den Bedingungen einer massenmedialen Öffentlichkeit und eines offenen politi-

14 Gangolf Hübinger, Die Intellektuellen im wilhelminischen Deutschland. Zum Forschungsstand, in: ders./Wolfgang J. Mommsen, Intellektuelle im Deutschen Kaiserreich, Frankfurt/Main 1993, S. 198–210, hier: S. 202.

15 Zum Verhältnis von Intellektuellen und Sozialdemokratie vgl. jetzt auch Ulrich von Alemann/Gertrude Cepl-Kaufmann/Hans Hecker u. a. (Hrsg.), Intellektuelle und Sozialdemokratie, Opladen 2000.

schen Marktes untersucht haben, widmen sich die beiden letzten hier zu erwähnenden Aufsätze der intellektuellen Politik in durchherrschten Gesellschaften, in denen die Intellektuellen auf Grund eines institutionell gegen sie gehegten Verdachts unter permanentem Bewährungszwang standen. Werner Müller untersucht in seinem Beitrag über »Kommunistische Intellektuelle in der SBZ und in der frühen DDR« diese als staatlich gelenkte »Parteisoldaten« (S. 241). Sein Fokus richtet sich mithin auf die staatliche Lenkung und die »Beherrschung der Intellektuellen durch Organisation« (S. 263). Ulrich Herbert stellt in seinem Aufsatz über »Intellektuelle im ›Dritten Reich‹« dagegen stärker die Frage nach den intellektuellen Freiräumen, die innerhalb des totalitären Regimes geherrscht haben, und danach, ob es einen spezifischen »Typus des Intellektuellen in der Politik unter nationalsozialistischen Vorzeichen« (S. 171) gegeben habe. Als konkretes Beispiel untersucht er die Debatte, die Carl Schmitt mit den Intellektuellen im Sicherheitshauptamt über die Prinzipien einer deutschen Großraumverwaltung in Europa zwischen 1939 und 1941 führte. Er kommt zu dem Ergebnis, dass grundsätzlich eine »politische Debatte unter Intellektuellen« (S. 168) möglich war, dass die Spielräume für diese Debatten aber eng begrenzt waren, denn »die Legitimität des Regimes und seiner Grundsätze« (S. 169) durfte nicht in Frage gestellt werden. Vor allem entstand spätestens mit Kriegsbeginn auch auf intellektuellem Feld eine Dynamik, die stets die radikalere Lösung bevorzugte. Die Debatten der NS-Intellektuellen auf den oberen Verwaltungsebenen, etwa im SD, konnten der Politik zwar vorausgehen, sie konnten deren grundsätzliche Richtung aber nicht selbst bestimmen. Allerdings produzierten sie einen »Enthemmungs- und Entlastungsdiskurs« (S. 176), der die Verbrechen des Regimes scheinwissenschaftlich legitimierte. Herbert kommt deshalb zu dem Schluss, dass die Intellektuellen in den NS-Institutionen zwar keinen wirklichen intellektuellen Freiraum genossen, selbst aber einen moralischen Freiraum herstellten, der zur Durchführung der verbrecherischen Politik des Regimes notwendig gewesen sei. Der nationalsozialistische Völkermord erscheint Herbert so als »Vorgang nach Maßgaben ideologischer Rationalität«, zu deren Durchsetzung und Verbreitung es des Typus des nationalsozialistischen Intellektuellen in der Politik bedurfte« (S. 176).¹⁶

Ulrich Herbert stellt im Rahmen dieses insgesamt gelungenen Sammelbandes also die Frage nach den Intellektuellen im Nationalsozialismus und nach der Funktion, die sie für dieses Regime gespielt haben. Eine ähnliche Fragestellung wäre auf Grund des Titels auch bei dem Sammelband von Wolfgang Bialas und Manfred Gangl über »Intellektuelle im Nationalsozialismus« zu erwarten, der als vierter Band in der »Schriftenreihe zur politischen Kultur der Weimarer Republik« erschienen ist.¹⁷ Die Herausgeber fragen in ihrem Vorwort allerdings nicht nach der gesellschaftlichen Rolle der Intellektuellen im »Dritten Reich«, sondern umgekehrt nach der Bedeutung und der Attraktivität des Nationalsozialismus für die Intellektuellen. Indem sie die Fragestellung so umdrehen, eröffnen sie eine ganz andere Perspektive auf das Verhältnis der Intellektuellen zum NS und

16 Vgl. dazu auch *Lutz Raphael*, Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft. Weltanschauungseliten und Humanwissenschaftler im NS-Regime, in: GG 27, 2001, S. 5–40, der ebenfalls den »begrenzten intellektuellen Meinungsspielraum« (S. 12) innerhalb des Regimes betont, gleichzeitig aber von einer typologischen Ablösung des »Intellektuellen« durch den »Experten« im »Dritten Reich« ausgeht.

17 Diese von Wolfgang Bialas und Gérard Raulet herausgegebene Schriftenreihe entsteht in Zusammenarbeit mit der »Groupe de recherche sur la culture de Weimar« in der »Maison des Sciences de l'Homme« in Paris. In diesem Forschungskontext sind in den 1990er Jahren mehrere Beiträge zur *intellectual history* (nicht nur) der Weimarer Republik entstanden. Vgl. etwa *Wolfgang Bialas/Georg G. Iggers* (Hrsg.), *Intellektuelle in der Weimarer Republik*, Frankfurt/Main etc. 1996; *Manfred Gangl/Gérard Raulet* (Hrsg.), *Intellektuellendiskurse in der Weimarer Republik. Zur politischen Kultur einer Gemengelage*, Frankfurt/Main etc. 1994.

auf die Bedeutung ihres »Übertritt[s] ins Feld des Politischen« (S. 7). Der Band erstrebt dadurch weniger eine Personengeschichte der Intellektuellen und ihrer gesellschaftlichen Funktion, als vielmehr eine Denkgeschichte einzelner Intellektueller, die nach der »inner-theoretischen Affinität ihrer Fachdiskurse zu den nationalsozialistischen Ideen« (S. 8) sucht und somit einen »kritischen Nachvollzug der Entscheidung von Intellektuellen für den Nationalsozialismus« (S. 10) anstrebt. Der Blick richtet sich dabei vor allem auf auch nach 1945 einflussreiche und auf ihrem jeweiligen Gebiet »bedeutende« Denker wie Carl Schmitt, Martin Heidegger oder Arnold Gehlen, bei denen es heute noch als besonders beunruhigend erscheint, dass sie sich »aus für sie selbst guten, plausiblen Gründen, also »sehenden Auges« [...] mit dem Nationalsozialismus intellektuell eingelassen haben« (S. 11) und dass sie tatsächlich glaubten, im Nationalsozialismus eine »Tiefendimension« entdecken zu können, »die der intellektuellen Auseinandersetzung wert war« (S. 10).

Diese so gewendete Frage nach dem »Maß innerer Übereinstimmung [der Intellektuellen] mit der nationalsozialistischen Weltanschauung und dem politischen System« (S. 13) wird in dem ersten Beitrag von Wolfgang Bialas noch einmal ausführlicher entwickelt. Bialas macht dabei auch den realpolitischen Druck deutlich, der von dem strukturell intellektuellenfeindlichen Regime, seinem Zwang zur Anpassung und seiner gewaltförmigen Dynamik ausging. Dieser Druck hinderte viele Intellektuelle dennoch nicht daran, im von ihnen beschworenen »philosophischen Nationalsozialismus« (S. 23) den eigentlichen Nationalsozialismus zu erblicken und sich für das Regime zu engagieren. Bialas interessiert sich deshalb besonders für deren Konzeption einer »philosophische[n] Politik« (ebd.), in der er den »innere[n] Zusammenhang von Philosophie und Politik im Nationalsozialismus« (S. 31) erkennt. Am Beispiel Arnold Gehlens demonstriert er diese für den Nationalsozialismus kennzeichnende »philosophische Überhöhung des Politischen selbst« (S. 32), die bei Gehlen in der Ineinsetzung von (deutscher) Philosophie und nationalsozialistischem Staat gipfelte.

Arnold Gehlen ist auch der Gegenstand eines weiteren Aufsatzes, in dem Gerwin Klinger Gehlens anthropologische Konzepte von »Zucht« und »Leistung« im oben beschriebenen Sinn nach ihrer inneren Übereinstimmung mit dem Nationalsozialismus befragt. Klinger macht Gehlens Anthropologie dabei als »technokratische Herrschafts- und Organisationslehre« (S. 317) kenntlich, die ihre »Realitätstüchtigkeit« (S. 314) bei der »Formierung des Volkes zum Leistungsvolk« (S. 316) im Zuge der nationalsozialistischen Mobilisierung der Volksgemeinschaft bewiesen hat. Indem Klinger Gehlens Bemühungen darstellt, »den NS-Züchtungsfantasien einen rational operationalisierbaren Boden zu stellen« (S. 322), zeigt er nicht nur Gehlens innere Übereinstimmung mit dem Nationalsozialismus, sondern auch dessen praktische Involviertheit in die konkrete NS-Politik.

Die beiden Beiträge zu Martin Heidegger von Kai Haucke und Dieter Thomä beschränken sich dagegen auf eine Untersuchung von Heideggers Denken und dessen nationalsozialistischer Dimension, ohne im Einzelnen auf Heideggers öffentliches Wirken im »Dritten Reich« einzugehen. Haucke widmet sich in seinem Aufsatz Heideggers Begriffen von »Welt« und »Sein« und versucht zu zeigen, dass es vor allem Heideggers schon 1927 in »Sein und Zeit« entwickelter Seins-Begriff war, der ihn – zu Lasten seines Welt-Bezugs – zur Verengung des Konzepts von »Eigentlichkeit« und dadurch mittelbar zur Parteinahme für den Nationalsozialismus führte. Thomä beschäftigt sich in einem Vergleich mit Hannah Arendt mit Heideggers Verständnis von Verantwortung und zeigt ebenfalls, dass Heidegger sich eben in erster Linie dem »Sein« und nicht der »Welt« verantwortlich fühlte und dass er dieses »Sein« 1933 offensichtlich bei den Nationalsozialisten vermutete.

Während schon Haucke und Thomä ihre Betrachtungen zeitlich nicht auf Heidegger im »Dritten Reich« beschränkten, sondern auch sein Verhältnis zum Nationalsozialismus

vor 1933 und nach 1945 einbezogen, werden diese Tendenzen in den Beiträgen zu Carl Schmitt noch deutlicher, von denen sich eigentlich keiner konkret mit Schmitts Denken und Handeln im Nationalsozialismus auseinandersetzt. Gérard Raulet ordnet Schmitt zunächst allgemein in das antiparlamentarische Denken der Weimarer Republik ein, woraufhin Dirk van Laak eine Art biografischen Überblick gibt, der vor allem die Schmitt-Rezeption behandelt. Schmitts Parteinahme für das ›Dritte Reich‹ 1933 sowie seine zunehmende Marginalisierung ab 1936 werden dabei auf wenigen Seiten abgehandelt. Reinhard Mehring schließlich thematisiert Schmitts »Vergangenheitsbewältigung« nach 1945. Lediglich Manfred Gangl bewegt sich in seinem Beitrag über Schmitts Konzeption von politischer Einheit auf den Spuren von dessen »innerer Übereinstimmung« mit dem Nationalsozialismus, die Gangl in erster Linie in Schmitts Forderung nach gesellschaftlicher Homogenität findet, welche ihm den Schritt »von der nationalen Gleichartigkeit zur rassistischen Artgleichheit« (S. 111) leicht gemacht habe. Indem Gangl Schmitts Denken vor und nach 1933 verfolgt, kann er den »okkasionellen Charakter seiner Begrifflichkeit« (ebd.) aufdecken und zeigen, wie problemlos sie sich »im Bedarfsfalle« (S. 116) dem nationalsozialistischen Regime anverwandeln konnte. Folgt Gangl mit dieser Argumentation der im Vorwort und bei Bialas entwickelten Fragestellung, so fällt Friedrich Balkes Vergleich von Hannah Arendt und Carl Schmitt aus dieser Problemstellung heraus, da er in erster Linie auf eine Kritik von Arendts Massenbegriff zielt, zum Verständnis der ›philosophischen Politik des Nationalsozialismus‹ aber wenig beiträgt.

Neben den drei nationalsozialistischen ›Meisterdenkern‹ Schmitt, Gehlen und Heidegger widmen sich weitere Aufsätze den Schriften von Thomas Mann, Robert Musil und Arnolt Bronnen. Ulrike Baureithels Beitrag über Bronnens faschistische Todesästhetik behandelt in erster Linie dessen panische Technik- und Geschwindigkeitsfantasien vor 1933, trägt aber ebenfalls wenig zur Fragestellung des Bandes bei. Ulrike Zeuch zeigt in ihrer Beschreibung von Robert Musils hilflosen Reaktionen auf die Erfolge der nationalsozialistischen Politik dagegen nicht die Position eines intellektuellen Parteigängers des Nationalsozialismus, sondern die Selbstlähmung und Orientierungslosigkeit eines Intellektuellen, der sich selbst als durch Reflexion handlungsunfähig wahrnimmt und der politischen Wucht des Nationalsozialismus nichts entgegenzusetzen hat. Evelyn Cobley untersucht in ihrem Beitrag über Thomas Manns »Doktor Faustus« schließlich eine intellektuelle Deutung, die das Verhältnis von künstlerischer Avantgarde und Faschismus angesichts des nunmehr real existierenden Nationalsozialismus neu bearbeitet. Da Mann »Doktor Faustus« erst 1947 fertig gestellt hatte, begibt sich Cobley mit ihrem Beitrag bereits auf das Feld nachträglicher Interpretationen des Nationalsozialismus, auf dem sich auch Richard Faber mit seinem eher rhapsodischen Beitrag über die Nähe von Katholizismus und Nationalsozialismus bewegt.

Viele der Beiträge dieses Sammelbandes lassen sich also nur bedingt als Bearbeitung der im Vorwort entwickelten Fragestellung lesen. Vor allem der letzte Aufsatz von Ursula Wolf über die »Universitätshistoriker« (S. 326) scheint von der Problemdefinition der Herausgeber gänzlich unberührt zu sein und befindet sich nicht auf der Höhe von Bialas' theoretischen Überlegungen. Wolf skizziert in klassischer Manier das antimoderne und nationalistische bis völkische Weltbild der deutschen Historikerkunft in der ersten Jahrhunderthälfte und sucht nach »Verbindungslinien zum nationalsozialistischen Weltbild«. Ohne genauer zu bestimmen, wer ›die‹ Universitätshistoriker im Einzelnen sind, entdeckt sie eine »partielle [...] Übereinstimmung in weltanschaulichen und wissenschaftlichen Fragen« (S. 344) und kommt zu dem Schluss: »Die Diskurse von deutschen Historikern und Nationalsozialisten haben sich berührt, daran besteht kein Zweifel« (S. 353). Erstaunlich ist dabei nicht allein, dass sie die breite Debatte der letzten Jahre über die Rolle der Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus gänzlich igno-

riert.¹⁸ Auch ihre abschließende Aufforderung, die »Diagnosen und Therapieansätze der damaligen Generation« nicht einfach »auf den Müllhaufen der Geschichte zu werfen«, nur weil sie »in eine krude rassistisch-völkische Theorie eingewickelt waren« und »mit nationalem Dünkel vorgetragen« (S. 353) wurden, muss verwundern, genauso wie ihre anschließende Aufzählung »jener kritischen theoretischen Ansatzpunkte [...], die auch oder gerade aus heutiger Sicht rational nachvollziehbar« (ebd.) seien, über die es sich immer noch nachzudenken lohne und zu denen dann etwa die »Ablehnung einer allgemeinen, gleichen Menschheit und für sie geltender universal gültiger Normen« (S. 354) gehört. Dieser etwas eigenwillige »Beitrag zur Entdämonisierung des NS« (S. 353) ist nicht nur politisch bedenklich, sondern geht auch an der von Wolfgang Bialas im selben Band formulierten Einsicht in die »immanente« Beziehung von Intellektuellen zum Nationalsozialismus gänzlich vorbei. Mit Hans Mommsen ließe sich der Einwand formulieren, dass die wissenschaftliche Praxis der regimenahen Historiker im »Dritten Reich« nicht als gesondert und lediglich »affin« zum Nationalsozialismus (und damit prinzipiell von ihm »säuberbar«) zu denken ist, sondern selbst einen Teil des Nationalsozialismus ausmacht und damit den »wirkliche[n] Nationalsozialismus«¹⁹ darstellt.

Auch wenn einige Beiträge also hinter dem theoretischen Niveau der übrigen zurückbleiben, liefert der Sammelband insgesamt doch wertvolle Anregungen für die Konzeptionalisierung des Verhältnisses von Intellektuellen zum Nationalsozialismus. Ein etwas uneinheitliches Bild bietet auch der Sammelband von Richard Faber und Christine Holste über »Kreise, Gruppen, Bünde«, der nach den bisher vorgestellten Bänden eine weitere Dimension der Intellektuellengeschichte erschließt. Denn lässt sich Intellektuellengeschichte mit Schlich als Begriffs-, mit Hübinger und Hertfelder als Personen- und mit Bialas und Gangl als Denkgeschichte fassen, so erscheint sie nun bei Faber und Holste als Gruppengeschichte. Der Band zielt, wie der Untertitel ankündigt, nicht auf eine Geschichte, sondern auf eine »Soziologie moderner Intellektuellenassoziation«. Tatsächlich sind die wenigsten der 22 Autorinnen und Autoren Historiker, es überwiegen Soziologen sowie Literatur- und Religionswissenschaftler. Die meisten Beiträge behandeln aber historische Beispiele von Intellektuellenzirkeln, die zumeist an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert angesiedelt und im weitesten Sinn mit den Reform- und Aufbruchsbewegungen dieser Zeit in Verbindung zu bringen sind.²⁰ Gemäß einer im Vorwort entwickelten Typologie sind die Beiträge in drei Abschnitte geordnet, die sich mit »Künstlern«, mit »Wissenschaftlern« und mit »Neureligiösen« befassen. Sie werden von zwei systematischen Essays von Wolfgang Eßbach und Jürgen Frese eingerahmt.

Da die Beiträge zu zahlreich sind, um hier einzeln vorgestellt werden zu können, sollen nur einige systematische Aspekte des Bandes herausgegriffen werden. Im Vorwort zitieren die Herausgeber zunächst Alfred von Martin mit der Einschätzung, dass »Organisation überhaupt untypisch sei für Intellektuelle« (S. 8) und dass sich diese höchstens in kleinen Gruppen und Zirkeln zusammenfänden. Diese Gruppen werden deshalb nicht

18 Vgl. stellvertretend für eine breite Literatur nur *Winfried Schulze/Otto Gerhard Oexle* (Hrsg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt/Main 1999; *Ingo Haar*, *Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft und der »Volkstumskampf« im Osten*, Göttingen 2000.

19 *Hans Mommsen*, *Der faustische Pakt der Ostforschung mit dem NS-Regime. Anmerkungen zur Historikerdebatte*, in: *Schulze/Oexle*, S. 265–273, hier: S. 271. Zu dieser denkimmanenten Verquickung mit dem NS vgl. auch *Otto Gerhard Oexle*, »Zusammenarbeit mit Baal«. Über die Mentalität deutscher Geisteswissenschaftler 1933 – und nach 1945, in: *Historische Anthropologie* 8, 2000, S. 1–27.

20 Der Band lässt sich deshalb an vielen Stellen parallel zu dem vor wenigen Jahren herausgegebenen Handbuch der deutschen Reformbewegungen lesen. Vgl. *Diethart Kerbs/Jürgen Reulecke* (Hrsg.), *Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880–1933*, Wuppertal 1998.

als statische Institutionen, sondern vielmehr als dynamische Vergemeinschaftungen verstanden, die »Prozesse der Selbstorganisation von Intellektuellen« (S. 147) darstellen, wie Klaus-Georg Riegel schreibt (wobei er selbst mit den Disziplinierungsprozessen der deutschsprachigen Exilschriftsteller in Moskau eines der wenigen Beispiele für eine Fremdorganisation von Intellektuellen beschreibt). Die Bedeutung dieser intellektuellen Vergemeinschaftungen dürfe deshalb aber nicht unterschätzt werden, da sie die zentralen »Identifikationsräume« seien, in denen die »Selbstlegitimation« und die »Institutionalisierung von Intellektuellenrollen« (ebd.) stattfinde.

Intellektuellenassoziationen werden in diesem Band also zumeist als Gemeinschaften verstanden, die sich nicht durch Satzungen, sondern durch »gemeinschaftstiftende [...] Handlung[en]« (S. 76) konstituieren, wie Günter Bauman in seinem Aufsatz über den Kreis um Stefan George darlegt. Am Beispiel des George-Kreises wird aber nicht nur die performative Dimension einer über Rituale hergestellten Vergemeinschaftung deutlich, sondern auch die Bedeutung des charismatischen »Führers«. Die meisten der in diesem Band beschriebenen Kreise und Zirkel gruppierten sich um eine charismatische Zentralgestalt, wie sie etwa auch Richard Wagner darstellte. Der Beitrag von Wolf-Daniel Hartwich über Wagner und die »Bayreuther Idee« beschreibt allerdings, orientiert an den Kategorien Max Webers, gleichzeitig den Prozess der »Veralltäglichung« des Charismas und seiner Institutionalisierung, der etwa auch bei der von Hubert Cancik behandelten Nietzsche-Rezeption zu beobachten ist. Der George-Kreis stellt aber wohl das extremste Beispiel für einen geschlossenen, auf den »Meister« fixierten und am Vorbild des Ordens bzw. des »Bundes« orientierten Zirkel dar.

Gleichsam ein Gegenbeispiel beschreibt Richard Reichensperger mit der sich im »Café Griensteidl« konstituierenden Gruppe junger Wiener Schriftsteller um Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal, Hermann Bahr und andere, die sich nicht auf eine »Zentralgestalt« reduzieren lässt. Stehe der George-Kreis für eine »ästhetische Despotie«, so repräsentiere der Kreis »Jung Wien« eine »ästhetische Demokratie« (S. 100), die nicht von einer einzigen Person geführt werden konnte, wie Reichensperger an den gescheiterten Führungsaspirationen Hermann Bahrs darlegt. Dabei greift er Jürgen Freses Unterscheidung von funktionaler und emotionaler Führungsrolle auf. Während Bahr es geschafft habe, die funktionale Führung der Gruppe zu übernehmen, indem er vor allem ihre Außendarstellung organisierte, habe er die nach innen wirkende emotionale Führung nicht ausfüllen können, wie sich etwa an dem Zerwürfnis mit Arthur Schnitzler erkennen lasse. Wenn die Gruppe »Jung Wien« als offenes System also gewissermaßen den Gegenpol zum George-Kreis bildet, haben sie doch etwas gemeinsam: Sie bildeten beide eine »ästhetische Gegen-Öffentlichkeit« (S. 87) zur bürgerlichen Gesellschaft. Diese in der bürgerlichen Kultur selbst verankerte Gegenposition ist fast allen in diesem Band dargestellten Gruppierungen gemeinsam, was Wolfgang Eßbach in seinem Einleitungssessay über »Intellektuellengruppen in der bürgerlichen Kultur« auf den Begriff der Häresie bringt und was von Karin Bruns in ihrem Beitrag über die »Neue Gemeinschaft« als »Inszenierung von »Gegenkultur«« (S. 357) gefasst wird.

Ein davon abweichendes Modell von Geselligkeit präsentiert Gesa von Essen in ihrem Aufsatz über Max Weber und seinen Heidelberger Kreis. Eine Unterscheidung von Friedrich Schleiermacher aufgreifend, trennt sie (ganz anders als Ferdinand Tönnies und seine Nachfolger) zwischen zweckgebundener Gemeinschaft und zweckfreier Gesellschaft. Während sich in Gemeinschaften Personen mit einem gemeinsamen Ziel zu dessen Verfolgung zusammenfänden, trage die Gesellschaft ihren Zweck in sich selbst. Man komme nur mit dem Ziel zusammen, gesellig zu sein und in dieser spielerischen Geselligkeit seine ganze Person und Individualität ins Gespräch einzubringen. Auch wenn diese »frei schwebende Form von Geselligkeit« (S. 257), so von Essen, bei den Treffen im Hause Webers nicht immer erreicht worden sei, ist damit doch ein Typus von intel-

lektueller Vergemeinschaftung angesprochen, der von den übrigen in diesem Band dargestellten Fällen abweicht. Auch Max Weber wurde allerdings ein persönliches Charisma zugesprochen, womit doch wieder der für diesen Band wohl zentrale Begriff im Spiel ist. Denn in fast allen Beispielen geht es um eine charismatische Vergemeinschaftung, in der »weniger Gedanken Quelle der Bunderfahrung sind, sondern das Erlebnis ihres Austausches« (S. 410), wie Christine Holste über den Forte-Kreis schreibt. Der Begriff des Erlebnisses verweist auf eine emphatische Glaubensdimension, die nicht nur bei den explizit als »neureligiös« ausgewiesenen Gruppen anzutreffen ist. Neben dem schon erwähnten George-Kreis gehören sicher auch die von Richard Faber beschriebenen Schwabinger Kosmiker zu den Religiösen, auch wenn sie im Abschnitt über die »Künstler« behandelt werden. Symptomatisch ist schließlich, dass Jürgen Frese abschließend den idealtypischen Verlauf einer intellektuellen Vergemeinschaftung beschreibt als den Weg »von der »pfingstlich« begeisterten Versammlung zur mythisierten Gruppe (I.), die, um einen Charismatiker geschart (II.), ihre Außenseiterstellung konsolidiert oder überwindet (III.)« (S. 442).

Wenn Intellektuellenassoziationen als typischerweise von einem »Pfungsterlebnis« ausgehend und durch einen Charismatiker gesteuert beschrieben werden, erhebt sich die Frage, ob das tatsächlich eine verallgemeinerbare Beschreibung ist und was an diesen Intellektuellen dann noch das Intellektuelle ist. Diese Frage nach der Definition des Intellektuellen stellt sich explizit nur Helmut Zander in seinem Beitrag über Rudolf Steiner und die frühe Theosophie in Deutschland. Nachdem er Intellektualität in erster Linie über die Fähigkeit zur Reflexion und Relativierung bestimmt hat, kommt er zu dem Schluss, dass Steiner zwar zeitweise als Intellektueller aufgetreten sei, dass die auf »Verehrung« und »Hierarchie« basierende Theosophie bzw. Anthroposophie aber »keine Gruppierung von Intellektuellen« (S. 379) dargestellt, ja dass sie sich bewusst als »nicht-intellektuelles Milieu« (S. 381) reproduziert habe. Damit wird deutlich, dass nicht alle in diesem Band beschriebenen Gruppierungen und Zirkel wirklich als Assoziationen von Intellektuellen bezeichnet werden können und dass umgekehrt auch nicht alle möglichen Formen von Intellektuellenassoziationen abgedeckt werden. Vor allem fehlt dem Band eine klare Ausgangsüberlegung über das zentrale Kriterium für Intellektualität, wie sie etwa dem Sammelband von Hübinger und Hertfelder zu Grunde liegt, weshalb die dort angesprochenen offenen und im öffentlichen Raum wirkenden, auf das Feld des Politischen ausgreifenden Gruppierungen von intellektuellen Politikern und Journalisten fehlen.

Dieses Manko schmälert nicht die Qualität vieler Beiträge. Es spiegelt jedoch eine systematische Lücke, die sich noch an einer zweiten Stelle bemerkbar macht. Wolfgang Eßbach thematisiert in seinem einleitenden Essay zwar kurz die Funktion der intellektuellen Gruppe als »Ideenträger« (S. 28), aber diese Spur wird in dem Band nicht weiter verfolgt. Dabei könnte gerade der Blick auf die Intellektuellengruppen als »Denkkollektive« (Ludwik Fleck) die für die *intellectual history* zentrale Schnittstelle von Personen und Ideen herstellen. Dieser Ansatz, Intellektuellengruppen als *interpretive communities* zu verstehen und in ihnen die kommunikative Herstellung von kollektiven Denkhaltungen, Vorstellungsweisen und Deutungsmustern zu untersuchen, verweist zurück auf die Wissenssoziologie der Zwischenkriegszeit, die vor allem von Karl Mannheim entwickelt wurde. Die neue Darstellung von Reinhard Blomert über »Intellektuelle im Aufbruch. Karl Mannheim, Alfred Weber, Norbert Elias und die Heidelberger Sozialwissenschaftler der Zwischenkriegszeit« ist aber in dieser Hinsicht leider nicht sehr ergiebig. Das ist nicht der Monographie selbst zur Last zu legen, die es sich gar nicht zur Aufgabe macht, die Genese der Intellektuellen- und Wissenssoziologie aus der Selbstbeobachtung ihrer Protagonisten darzustellen, sondern eher dem irreführenden Titel. Denn Blomert geht es eigentlich nicht um »Intellektuelle im Aufbruch«, sondern um die Geschichte des Hei-

delberger »Institut für Sozial- und Staatswissenschaften« (InSoSta) und seiner wichtigsten Protagonisten. Er stellt in seinem Vorwort fest, dass die Heidelberger Sozialwissenschaft im Unterschied zur Frankfurter Soziologie oder zur Freiburger Politikwissenschaft keine eigene Schule hervorgebracht habe und dass ihr prägender Einfluss in der Zwischenkriegszeit in der Wissenschaftsgeschichte deshalb bisher nicht ausreichend gewürdigt worden sei. Blomert führt das auf die forschungspolitische Liberalität von Alfred Weber, dem maßgeblichen Leiter des InSoSta, und die Vielseitigkeit seiner Mitarbeiter zurück, die die Herausbildung einer einheitlichen Linie verhindert habe. Er macht es sich deshalb zur Aufgabe, diese Vielseitigkeit nachzuzeichnen, wobei er zunächst die Institutionengeschichte selbst rekapituliert, die mit der Übernahme des volkswirtschaftlichen Instituts der Heidelberger Universität durch Alfred Weber und seine Umbenennung in »Institut für Sozial- und Staatswissenschaften« 1924 begann. Die Nationalökonomie spielte am InSoSta auch nach 1924 eine zentrale Rolle, wie Blomert etwa an der Lehr- und Forschungstätigkeit Emil Lederers und an der sich gleichermaßen in der Nationalökonomie wie in der Soziologie abspielenden Debatte über die Angestellten zeigt. Zur Institutionengeschichte gehört auch das 1929 ins Leben gerufene Rockefeller-Programm, das maßgeblich von Arnold Bergstraesser konzipiert und betreut wurde und einen wissenschaftlichen Austausch mit den USA herstellte.

Neben der institutionellen Entwicklung des InSoSta schildert Blomert auch die innerwissenschaftlichen Debatten und die wissenschaftliche Entwicklung der beteiligten Forscher. So geht er etwa auf Alfred Webers Konzept von Kulturosoziologie ein sowie auf das gescheiterte Habilitationsprojekt von Norbert Elias, das dieser in seiner Zeit am InSoSta verfolgte und das im Anhang des Bandes im Originalexposee dokumentiert ist. Vor allem aber behandelt Blomert die erregten Debatten, die sich immer wieder an den Positionen Karl Mannheims entzündeten, der 1929 mit »Ideologie und Utopie« für einiges Aufsehen sorgte. Mannheims Konzeption des »seinsgebundenen Denkens« (S. 141), das Blomert als eine Weiterentwicklung von Max Webers Wertfreiheitslehre beschreibt, erregte vor allem den Widerspruch des Romanisten Ernst Robert Curtius, der darin eine »Relativierung des Geistes« (S. 211) erblickte und heftig gegen Mannheim polemisierte. Blomert behandelt diesen Streit, an dem nicht nur Curtius und Mannheim beteiligt waren, deshalb als »Relativismusdebatte«. Mannheims Konzept von der »relativ freischwebenden Intelligenz«, die auf Grund ihrer sozialen Ungebundenheit allein zur Distanz fähig sei und deshalb einzig als gesellschaftlicher Vermittler von notwendig partikularen Ideologien und Interessen fungieren könne, geht schon auf seine Arbeit über den Konservatismus zurück, mit der Mannheim, so Blomert, auch auf Carl Schmitts Schrift über die politische Romantik reagierte, da er vor allem in Adam Müller den Prototyp des Intellektuellen erkannt habe.

Mit den Debatten um Karl Mannheim beschreibt Blomert bereits einen Zwischenbereich von Wissenschaft und Politik, da diese nicht zuletzt auf Grund von Mannheims sozialistischer Haltung und der nationalkonservativen Gesinnung seiner Gegner die sie kennzeichnende Schärfe erlangten. Noch deutlicher wird dieses Ineinandergreifen von wissenschaftlichen und politischen Kontroversen im Fall des Statistikers Emil Julius Gumbel, bei dem wissenschaftliche und politische Standards kollidierten. Gumbel erregte durch sein kompromissloses Auftreten gegenüber der Rechten in der Weimarer Republik nicht nur deren politischen Ärger, sondern isolierte sich schließlich auch am InSoSta durch Nichtbeachtung akademischer Verhaltensstandards, was 1932 zum Entzug seiner *venia legendi* führte. Schließlich illustriert Blomert am Fall Bergstraesser und dessen partieller Anpassung an die Nationalsozialisten den politischen Druck, unter den das InSoSta am Ende der Republik und zu Beginn des »Dritten Reiches« geriet und der zuletzt zur Emigration der meisten Mitarbeiter des Instituts und zum Zerwürfnis zwischen Weber und Bergstraesser führte.

Blomert endet mit seiner Darstellung in den 1930er Jahren. Wie beschrieben, hat er seine im engeren Sinn wissenschaftshistorische Abhandlung an einigen Stellen erweitert und auch das politische Handeln seiner Protagonisten thematisiert. Ohne dass er deren öffentliche Funktion als Intellektuelle als solche analysiert, kann seine Monografie deshalb im weiteren Sinn als Beitrag zur deutschen Intellektuellengeschichte gelesen werden, auch wenn er an die Darstellung der Positionen Mannheims leider keine theoretischen Überlegungen zum möglichen Ertrag der Wissenssoziologie für eine heutige *intellectual history* anschließt. Zusammen mit den anderen hier besprochenen Bänden macht Blomerts Monografie damit einerseits deutlich, dass es noch keineswegs eine einheitliche Methode der *intellectual history* als Intellektuellengeschichte in Deutschland gibt. Diese Bände zeigen aber andererseits Wege, die zu einer solchen Methode führen könnten. Die Kombination von Begriffs-, Personen-, Denk-, Gruppen- und Institutionengeschichte ergibt bereits ein Profil, das es erlauben würde, zusammen mit der schon seit längerem diskutierten »Sozialgeschichte der Ideen« und der jetzt als solcher propagierten »Neuen Ideengeschichte«²¹ auch in Deutschland eine *intellectual history* zu etablieren, die gleichermaßen die Geschichte von Ideen und von Intellektuellen ist.

21 Vgl. dazu das von Wolfgang Hardtwig unter diesem Titel herausgegebene Heft 1, 2001 von »Geschichte und Gesellschaft«, aus dem hier bereits die Aufsätze von Lutz Raphael und Eckhart Hellmuth/Christoph von Ehrenstein zitiert wurden.